

Laudatio auf Nina Bußmann

Guten Abend, verehrte Anwesende!

Warum Nina Bußmann? – Unter all denen, die sich um das diesjährige *Esslinger Bahnwärter-Stipendium* bemüht haben, waren genau einundzwanzig, die schon erste, zweite und sogar mehrere Buchveröffentlichungen vorweisen können, und unter deren eingereichten Textproben mindestens fünfzehn bemerkenswert gute. Auch die Exposés und Textproben einiger Bewerberinnen und Bewerber, die noch nicht verlegt worden sind, waren zumindest so vielversprechend, dass ich sie für förderungswürdig hielt. Das ist ja die Krux bei solchen Entscheidungen: Wenn du dich durch den gesamten Stapel von Einsendungen gelesen hast, bleiben zum Schluss mindestens fünf Kandidaten übrig, die gleichermaßen für ein Stipendium oder einen Preis infrage kämen; und nach objektiven Kriterien, das wissen Sie und ich weiß es auch, lässt sich Literatur vielleicht *verurteilen*, *beurteilen* aber ganz sicher nicht.

Warum also entschied ich mich für eine, die Sie alle hier spätestens heute literarisch und persönlich kennenlernen und deren Bücher Sie, falls Sie es noch nicht getan haben, unbedingt lesen sollten? Warum gerade diese Autorin? Das frage ich mich, nicht Sie – aus gegebenem Anlass und natürlich rein rhetorisch, denn die Begründung liegt bei mir, der Jury und Laudatorin in Personalunion. Die letztendliche Entscheidung fiel mir nicht leicht – und dann doch – und sie traf die 1980 in Frankfurt am Main geborene, aber schon seit längerem in Berlin lebende Schriftstellerin Nina Bußmann, die bislang zwei Romane verfasst hat; beide entlockten den Damen und Herren „mit der Lizenz zur Rezension“ nahezu einhelliges Lob. Allerdings konnte ich mich, als ich mir die Besprechungen ansah, besonders die zur ihrem Debüt *Große Ferien*, des Eindrucks nicht erwehren, dass jede und jeder dieser Kritikerinnen und Kritiker einen anderen Text gelesen hat, und auch meine Deutung des literarischen Geschehens in Bußmanns erstem Roman ist wieder eine andere, eine, die *meinen* Lebens- und Leseerfahrungen entspricht. Noch krasser waren die Unterschiede bei *Der Mantel der Erde ist heiß und teilweise geschmolzen*, ihrem zweiten Roman, und dass es so ist, eben das das halte

ich für ein wesentliches Qualitätsmerkmal! – Aber nicht deswegen, nicht wegen der disparaten, doch durchweg freundlichen, ja, euphorischen Rezensionen oder wegen des 3-sat-Preises, den Nina Bußmann 2011 beim Klagenfurter Bachmann-Wettbewerb gewann, erwähle ich sie, sondern weil sich ihre beiden bisherigen Werke sowohl stilistisch als auch thematisch sehr unterscheiden von denen vieler jüngerer Autorinnen und Autoren, was nicht heißen soll, dass die kein Interesse und keine ernsthafte, sich nicht auf bloße Inhaltsangaben beschränkende mediale Beachtung verdienen würden.

Wie beschreibe ich Ihnen nun am besten dieses Besondere und Nachhaltige, das Nina Bußmanns Literatur in meinen Augen auszeichnet? Es ist – auch bei ihr – die Spannung, die Leser verständlicherweise so gerne einfordern; aber die Art von Spannung, die Nina Bußmann erzeugt, ist eine seltsam tastende, das gesamte intellektuelle und emotionale Potential der Protagonisten und ebenso das der erzählenden Instanz auslotende. Diese spezielle Nina-Bußmann-Spannung rührt ganz und gar nicht von einer kausal verlaufenden Handlung her, nicht vom Drive einer auf ihr mehr oder weniger spektakuläres Ende zustrebenden Geschichte. Nein, bei Nina Bußmann stellt das Ende, also das Resultat des Geschehens, von Anfang an den eigentlichen Grund fürs Erzählen dar, und die Spannung erwächst aus dem inneren Erleben der Protagonisten, aus dem, was ihre Protagonisten, Figuren, Geschöpfe – nennen Sie es, wie Sie wollen – eher um- als antreibt; deren oft intuitives Handeln, Suchen, Forschen, Mutmaßen, Zweifeln, Zögern, überträgt sich auf die Leser, umso mehr, je länger sie ihnen folgen. Bußmann begibt sich in die physischen und sozialen Organismen ihrer Figuren hinein wie in eine Geisterbahn, die allerdings auch niemand anderes als sie gebaut hat, was jedoch nicht ausschließt, dass dort während des Schreibprozesses Dinge geschehen sind, die womöglich sogar deren Erfinderin überrascht haben. Erstaunlicherweise muss Nina Bußmann dafür nicht unbedingt die Ich-Perspektive bemühen; in ihrem Erstling *Große Ferien* erzählt sie aus der personalen und gelegentlich sogar der auktorialen Perspektive und kommt ihren Figuren dennoch oder gerade deshalb so nahe, wie im Idealfall ein Profiler; ja, man könnte

meinen, dass sie sich peu á peu mit ihnen identifiziere. Doch gerade dies tut Nina Bußmann nicht; sie versucht nur zu verstehen: in *Große Ferien* den Lehrer Schramm, in *Der Mantel der Erde ist heiß und teilweise geschmolzen*, die Ich-Erzählerin, die ihrerseits versucht, die verschollene Nelly zu verstehen. Ihr gesamtes Können aufbietend, deutet Bußmann die ebenso eruptiven wie hilflosen Handlungen und Überlegungen ihrer Figuren in jede Richtung, selbst die abwegigste, keine Möglichkeit bleibt außeracht. Wie es dieser Autorin gelingt, ihre Protagonisten zu beobachten und dabei bis in deren Gedanken vorzudringen, die wiederum ihre und die uns alle umgebende Welt reflektieren, ist mir, obwohl ich nun wirklich eine erfahrene Schriftstellerin bin, völlig rätselhaft. Und genau das war, neben anderen Gründen, ausschlaggebend für meine Entscheidung: Wenn eine etwas kann, das mir derart literarisch überzeugend noch nie glücken wollte, muss ich diejenige bewundern – und, nach „Maßgabe meiner Begreifungskraft“, wie Kleist an seine Schwester Henriette schrieb, versuchen, von ihr lernen.

Der Lehrer Schramm in *Große Ferien* mag auf den ersten Blick ein zurückhaltender, ja gehemmter, sich selbst entfremdeter, anticharismatischer Pedant sein. So einer wäre für eine weniger intelligente, an innermenschlichen Vorgängen nicht sonderlich interessierte Autorin der denkbar riskanteste Held – oder Antiheld. Doch im Debüt der psychologisch-philosophisch versierten Nina Bußmann erlebt der Leser wissentlich oder unwissentlich die literatur-praktische Entfaltung einer Hegelschen These, die ich hier stark verkürzt wiedergebe: „Das Wesen verwest, indem es erscheint“. Deswegen, denke ich, lässt Bußmann die Motive ihrer Protagonisten sowohl für sie selbst als auch für uns Leser im Unklaren umhergeistern. Buchseite für Buchseite mutiert Schramm, der sich, eines nicht präzise benannten und darum allerlei Spekulationen provozierenden Vorfalls wegen, seinem Beruf verweigert, zu einem in sich widersprüchlichen, extrem starken Charakter, dem es, wenn er unablässig, ja verbissen und mit vollem Körpereinsatz Unkraut jätet, weniger um Ordnung als um Struktur geht. Er will seinen Garten nicht einfach nur reinhalten, sondern gestalten. Beim Jäten kann, nein, muss er

pausenlos grübeln und sich erinnern; das hilft *ihm*, den Tag zu strukturieren, und *er* hilft den Kulturpflanzen, indem er deren Feinde bekämpft. Die Routine der Unkrautvernichtung = Gartenhege, die immer nur vorläufig und stellenweise gelingt, ist die Submetapher für jene Arbeit, der er nun nicht mehr nachkommt; denn unter seinen Schülern war einer, der ihn erst bis an die Grenzen seiner Menschenscheu und dann bis aufs Blut gereizt und letztendlich aus der Bahn geworfen hat. Dieser intelligente, sehr ansehnliche, aus dem Osten zugezogene, vielleicht russlanddeutsche Junge namens Arthur Waid Schmidt sucht anfangs Schramms Nähe, womöglich, weil auch er, wie Schramm, nicht eben kollektivkompatibel ist und sich nicht daran stört, dass sein Mathe- und Physiklehrer als unzugänglich, überkorrekt, ja, misanthropisch gilt. Aber während der sozialautistische Anti-Charismat Schramm so etwas wie eine rätsellose Sphinx zu sein scheint, wirkt der sich autonom, strebsam und ein wenig arrogant gebende Waid Schmidt anziehend geheimnisvoll. Die Tatsache, dass sich Arthur Waid Schmidt durch Schramms Ruf nicht abschrecken lässt, verwirrt und berührt den einsamen Lehrer, der eigentlich gar nicht Lehrer werden wollte und sich für das Gegenstück zu seinem Bruder, dem Arzt und Frauenschwarm Viktor hält, dem einzigen Menschen, mit dem ihn, wenn schon keine Nähe, so doch Verwandtschaft verbindet, und die sucht man sich bekanntlich nicht aus. Sah Schramm in Waid Schmidt, der anfänglich gerade ihn, den denkbar Ungeeigneten, zum Vertrauten erkor, einen Wahlverwandten? Nina Bußmann legt eine solche Spur und konterkariert sie schon wenige Sätze später. Die Leser spekulieren sich mit Schramm und sowieso mit der Autorin durch ein – mal dichter mal lichter werdendes – Gestrüpp von Möglichkeiten. Das, was tatsächlich vorgefallen ist und Schramm daran hindert, seine „großen Ferien“ zu beenden, bindet uns Leser einerseits an die Lektüre und wird andererseits stärker und stärker verdrängt von der eben doch und auch bei uns entstehenden, zuletzt sogar unabweislichen Nähe zu diesem Unnahbaren, der versucht, sich zu begreifen, obwohl er nicht wirklich begreifen kann, was geschehen ist oder beinahe geschehen wäre zwischen ihm und Arthur Waid Schmidt. Arthur, der sich vom strebsamen Außenseiter zum

Totalverweigerer gewandelt hat, einem, den ein Mädchen liebt und der mit souveräner Coolness die Bewunderung seiner Mitschüler erringt, schafft es, Schramm nicht nur im wahrsten Sinne des Wortes zu *ent-täuschen*, sondern ihn auch noch zu demütigen, so schmerzhaft, dass dem *bei-nahe*, und dies ebenfalls wortwörtlich, die Contenance abhandenkommt, mit der es sich bislang ganz gut zu schützen wusste. Ist dies – und Lehrer Schramm – zu bedauern? Oder erwächst Schramm daraus die Chance, sich gleichfalls zu wandeln, zumindest sein bislang verfehltes, nur mehr aufs Unkrautzupfen beschränktes Eigenbrötler-Dasein als das zu erkennen, was es ist? „WIRF DAS KREUZ AB UND ALLES IST DEIN“, heißt es in einem späten Gedicht Heiner Müllers. Doch ob Schramm, von dem wir weder den Vornamen erfahren noch wie alt er ist, fähig wäre, sein „Kreuz abzuwerfen“ oder über seinen Schatten zu springen oder wenigstens Bruder Viktor von seiner Beinahe-Entgleisung zu erzählen, das bleibt offen, wie so vieles in diesem unheimlichen Roman, der unser Bedürfnis, uns an klaren Sachverhältnissen zu orientieren, mit erzählerischen Geschick unterläuft.

Einige Motive des zweiten Romans von Nina Bußmann mit dem sachlich-eleganten Titel *Der Mantel der Erde ist heiß und teilweise geschmolzen*, den die Autorin, wie sie mir sagte, in einem naturwissenschaftlichen Fachbuch fand, klingen bereits in ihrem literarischen Debüt an: Nicaragua, dort hat Schramms Bruder Viktor eine Zeitlang gearbeitet, und Schramm selbst unterrichtet Erdkunde und Physik. Doch diesmal, also in *Der Mantel der Erde ist heiß ...*, geht es um zwei Frauen – und ums Verschwinden, zunächst um das plötzliche Verschwinden der einen, Nelly, in Nicaragua, dann um das allmähliche Verschwinden der anderen, der namenlosen Soziologin, in jener Nelly, nach der sie sucht, eigentlich erfolglos, aber nur soweit ihr Suchen lediglich der Nelly-Suche gilt. Im Vordergrund steht, meine ich, eine andere Frage – und ein anderes Suchen: Fliegt die namenlose Ich-Erzählerin nach Nicaragua, um die Seismologin Nelly zu finden oder zumindest etwas zu erfahren über die Umstände des mysteriösen Verschwindens von Nelly, mit der sie sich befreundet wähnte,

oder ist diese Reise eine Flucht, oder beides, Suche *und* Flucht? Vielleicht, so die Spekulation der Ich-Erzählerin, ist Nelly ja gar nicht tot, sondern hat bloß den letzten Schritt gewagt in die endgültige Abkehr von unserer „Welt der unausweichlichen Pflichten“, die ihr immer schon zuwider war. Nelly trug sich, wie die Ich-Erzählerin aus deren Aufzeichnungen erfährt, „mit dem Gedanken, Lehrerin zu werden oder beim Entwicklungsdienst anzufangen“. „Ein Idyll aus Pappe“, hatte Nelly geschrieben, „war dieses Deutschland, aus der Ferne betrachtet. Aus schrittschallisolierter wärmegeämmter Schuhschachtelpappe, mit Anschnallpflicht, Biosupermärkten aus Glas und Beton und geschlossenen Sparkassenfilialen in sterbenden Dörfern.“ Einigermaßen gewiss ist in diesem Roman lediglich, dass Nelly, als sie noch erreichbar gewesen wäre, zumindest per Telefon und E-Mail, im Kopf der Ich-Erzählerin längst nicht derart präsent war, wie es ist – seit dem Tage, an dem sie in einem Privatflugzeug aufstieg in den wolkenlosen Himmel über Mittelamerika und vom Radar des Towers verschwand, „spurlos“, wie es so schön subversiv heißt. Doch was bedeutet *spurlos* in dem Fall? Natürlich muss es *Spuren* geben, und die müssen doch irgendwie *aufzuspüren* sein. Also begibt sich die Ich-Erzählerin, die bereits in Frankfurt während Nellys Abwesenheit deren schicke Eigentumswohnung gehütet hatte, nach Nicaragua, übernimmt in San Dionisio Nellys Zimmer, studiert die Schriften und Notizen, die dort zurückgeblieben sind, spricht mit Bewohnern des Ortes, die Nelly kannten, taucht ein in deren ärmlichen Alltag und merkt dabei kaum, wie sie sich, statt systematisch zu forschen, mehr und mehr verliert in den Geschichten, die sie erfährt über die verlorengegangene Freundin und den anderen Verschollenen, einen wohlhabenden Ingenieur und Piloten, der für Nelly womöglich mehr war als nur ein Freund und Helfer. Wie besessen sammelt die Ich-Erzählerin Meldungen, Berichte, Legenden, in denen es um Flugzeugabstürze, ominöse Unglücke und rätselhafte Ereignisse geht; nichts scheint sie so zu fesseln, wie das Abhandenkommen von Menschen. Mit Kalkül legt die Autorin zu Beginn des Romans Fährten aus, die den Leser vorgeblich in einen Abenteuerroman locken. Bußmanns Ich-Erzählerin, die ihr Studium der

Sozialwissenschaften ja abgeschlossen hat, müsste nun eigentlich eine akademische Karriere starten, und auch das Sinnen und Trachten der Naturwissenschaftlerin Nelly hätte wohl eher rationalen Handlungsmustern folgen sollen. Doch die kluge, hockenzentrierte Nina Bußmann, das ist offensichtlich, wollte auch ihren zweiten Roman nicht logisch-kausal strukturieren; wohl weil sie beizeiten erkannte, dass er dann weit weniger abenteuerlich geworden wäre. „Bußmanns Ich-Erzählerin“, sagte Christoph Schröder in seiner fast ebenso klugen SWR2-Rezension, „verzettelt sich. Ihre Recherchen sind fahrig, erratisch, willkürlich. In der Konfrontation mit einer fremden Welt scheitern methodische Zugangsversuche. (...) In langen, hypotaktisch mäandernden Sätzen folgt Nina Bußmann dem Bewusstseinsstrom ihrer Protagonistin. Die nichtchronologische Anordnung der Kapitel, die scheinbar unchoreografierte Abfolge von Gegenwartserfahrungen, wissenschaftlichen Zitaten, Erinnerungen und Reflexionen wiederum spiegelt die Konfusion des Ichs. Diese Konfusion ist nicht nur ausgelöst durch Nellys Tod; sie ist umfassender und greift tiefer.“

Weiter und immer weiter lesend, möchte ich hinzufügen, versteht man, dass sich diese Ich-Erzählerin, wie zuvor die Freundin, in einer Krise befand, dass auch ihre Reise, ihr Ab- und Aufbruch eine Flucht war vor den Ambitionen, die sie in Deutschland noch haben zu müssen meinte und an denen sie zu scheitern fürchtete, weil sich ihr Fach, die Soziologie, paradoxerweise eher trockenen Statistiken als Menschen widmet, und privat war ihre Situation nicht minder fragil. In der Fremde – und Nicaragua ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, noch immer einer der fremdesten Orte unseres touristisch nahezu komplett erschlossenen Planeten – verflüchtigen sich angelernte Überzeugungen schnell, geraten vermeintliche Gewissheiten alsbald zu umfassender, ja bedrohlicher Verunsicherung. Nina Bußmanns *Der Mantel der Erde ist heiß...* bewegt sich von Anfang an ohne jedes Pathos und alle Variablen in den Blick nehmend auf „etwas nur schwer Fassbares zu: Die Welt“ wird unvermutet ein „Raum unendlicher Kontingenz, in dem jede“, wirklich jede „Daseins- und Ereignisform plausibel zu sein scheint“.

Lassen Sie mich zuletzt die Autorin selbst zitieren: „Ich wollte über die Ungewissheit sprechen, warum wir sie so schlecht aushalten, schlechter als alles andere, warum es besser sein kann, jemanden tot im Wald liegen zu wissen, als überhaupt nichts zu wissen über den Verbleib von Leib und Seele, über die letzten Minuten und die letzten Wochen und Monate und Jahre im Leben eines Menschen.“

In diese Ungewissheit, die zur Spekulation einlädt, ja, zwingt, zieht Bußmann ihre Leser hinein wie in einen Bann: Ist Nelly vielleicht doch das gelungen, was Schramm nicht gelingen konnte? Hat sie ihr Kreuz abgeworfen, und sich in der Einsamkeit Nicaraguas neu erfunden, wofür das Nicht-gefunden-werden, nie und von niemandem, die Voraussetzung war? Als Irre und als Heilige galt sie in San Dionisio (der Name ist Programm!) ja ohnehin schon. Ist sie, die in Deutschland verlobte, mit dem in Nicaragua verheirateten Piloten durchgebrannt nach Costa Rica, wo Untertauchen kein Problem darstellt? Oder trifft das Naheliegende zu? Ist Nelly also tatsächlich tot? Und was wird aus der Ich-Erzählerin? Nimmt die ihre Namenlosigkeit quasi beim Wort und nutzt die Chance, das zu tun, wovon sie hofft, dass auch Nelly es getan hat? Oder kehrt sie um und fügt sich in ihr Geschick, das, eine Soziologin in Deutschland zu sein, eine unter so vielen, und bis an ihr normalsterbliches Ende, eine mehr oder weniger prekäre Existenz zu fristen? „Es führt kein Weg zurück nach Liverpool“, sagte der Beatle Ringo Starr einmal ...

Gewiss ist immerhin, dass wir alle hier – davon darf ich doch ausgehen – Nina Bußmann herzlich gratulieren zum *Esslinger Bahnwärterstipendium*; sie wird es nutzen und mit etwas geringerem pekuniären Druck weiterschreiben an ihrem neuesten Romanmanuskript mit dem Arbeitstitel *Weicher Blick*.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!